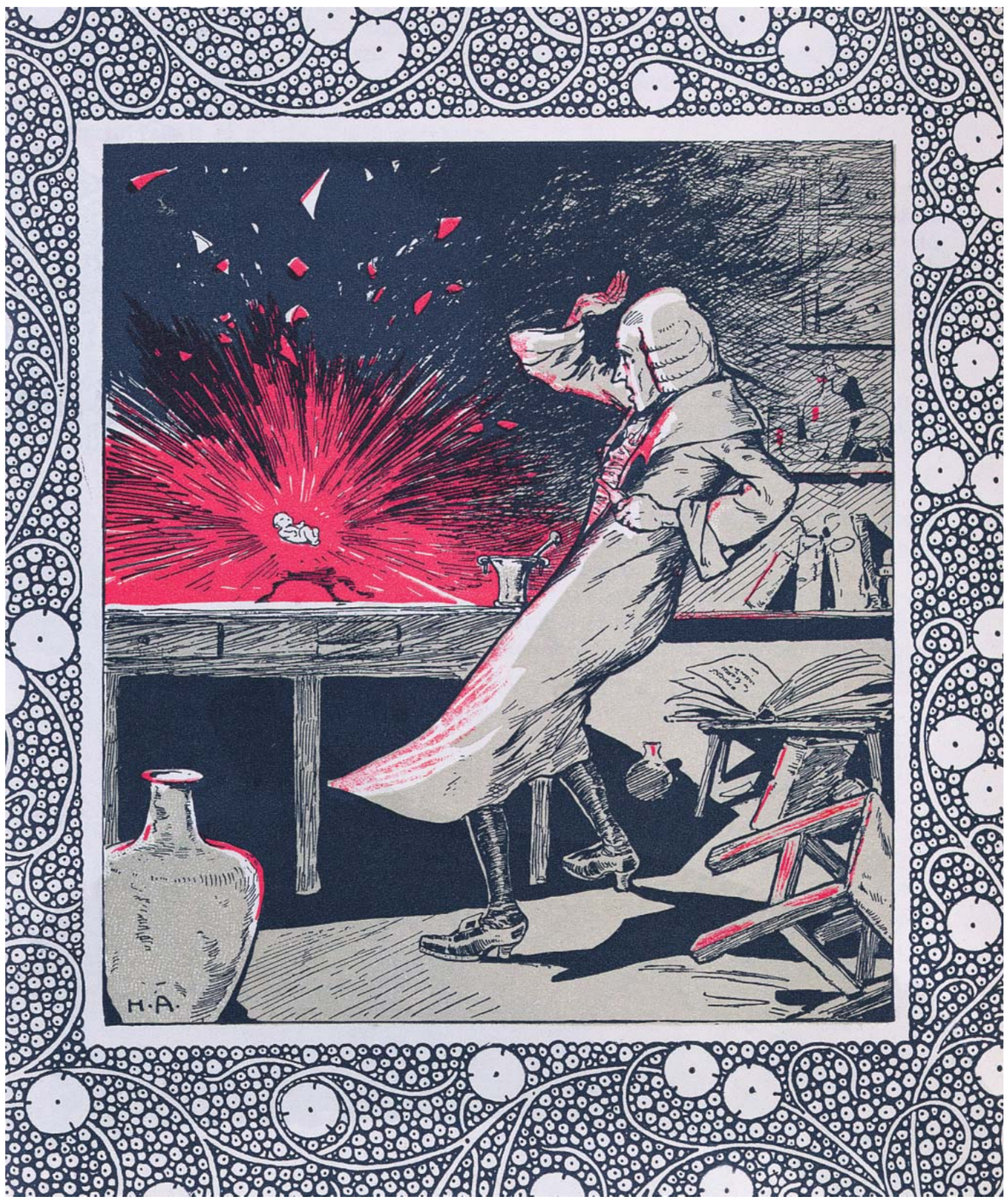
Der Mensch ist von Haus aus ein Hybrid

Wann ist ein Embryo menschlich? Der Theologe und Mediziner Matthias Beck geht dieser Frage instruktiv nach und vermisst das moralische Gelände zwischen Aristoteles und Klonforschung.



Die Menschen haben immer schon Embryonen gezeugt; heute kommt es auch darauf an, sie zu interpretieren: Diese Buchillustration von 1911 zeigt einen schöpferischen Alchimisten des achtzehnten Jahrhunderts bei der Arbeit. Foto Bridgemanart

Zu den erfreulichsten Begleiterscheinungen der Diskussion über den ontologischen, moralischen und rechtlichen Status menschlicher Embryonen gehört das wiedererwachte Interesse an der aristotelischen Metaphysik. Ein unverkennbar aristotelisches Gepräge trägt namentlich die als Potentialitätsargument bekannte Erwägung der Vertreter eines umfassenden Embryonenschutzes, wonach sich die Teilhabe eines Embryos an der Menschenwürde daraus ergibt, dass dieser die aktive Potentialität zum erwachsenen Menschen in sich trägt. Wie aber, wenn einem Lebewesen diese Potentialität gezielt genommen wird?

So verhält es sich etwa bei der Methode des Altered Nuclear Transfer (ANT). Dort wird zum Zweck der Stammzellengewinnung ein menschlicher Zellkern in die entkernte Eizelle einer Kuh transplantiert. Zuvor wird der Zellkern so verändert, dass eine Implantation des entstehenden Lebewesens und damit dessen Entwicklung zu einem erwachsenen Menschen ausgeschlossen ist. Das Gleiche gilt für die sogenannten Parthenoten. Das sind Wesen, die allein durch die Stimulation von weiblichen Eizellen entwickelt werden. Die so behandelten Eizellen haben zwar nicht das Potential zur Hervorbringung von Menschen, da sie nur über den halben Chromosomensatz verfügen; sie sind aber immerhin zu Zellteilungen fähig. Die Finesse dieser Verfahren besteht darin, dass sie den moralischen Bedenken gegen die verbrauchende Embryonenforschung die Spitze abzubrechen scheinen. Die mit ihrer Hilfe erzeugten Wesen eignen sich zwar zur Gewinnung der begehrten Stammzellen; mangels hinreichender Entwicklungsfähigkeit scheint es sich bei ihnen aber nicht um menschliche Embryonen zu handeln.

Der Wiener Theologe und Mediziner Matthias Beck stimmt dieser Schlussfolgerung zwar für den Fall der Parthenoten zu, widerspricht ihr jedoch nachdrücklich für den Fall der ANT-Klone. Zur Begründung beruft er sich gut aristotelisch auf die „Sinnvolligkeit und Zielgerichtetheit“, die allem Lebendigen innewohne. „Die Embryonalentwicklung läuft berechenbar auf das Ziel eines erwachsenen Menschen zu, wenn man sie nicht vorher stört oder genetisch so verändert, dass der Prozess abgebrochen wird.“ Für die mittels der ANT-Methode erzeugten Mensch-Tier-Hybriden gilt diese Regel freilich gerade nicht.

Ebenso unweigerlich, wie das Sein eines normalen Embryos „auf Wachstum und Entfaltung hin ausgerichtet“ ist, so ist ihrem Sein das Schicksal eines frühen Todes eingeschrieben. Beck sieht das Problem natürlich. Er sucht sich aber dadurch aus der Affäre zu ziehen, dass er dieses Los unter Heranziehung einer aus dem Thomismus bekannten Kategorie zu einer „Beraubung“ erklärt, die den ontologischen Status des betroffenen Klons als Embryo unangetastet lasse. Verantwortlich dafür, dass dem Klon das Potential zu einem erwachsenen Menschen fehle, sei ein menschlicher Eingriff. Aus sich heraus, ohne diesen zusätzlichen Eingriff, besäße er dieses Potential.

Dies wird der Sachlage indessen nicht gerecht. ANT-Klone verfügen in keinem Augenblick ihrer kurzen Existenz über das Potential zur Menschwerdung. Besäßen sie dieses Potential, wären sie nicht die, als die sie nun einmal ins Leben getreten sind. Das „Aus sich heraus“ Becks verweist nicht auf eine reale, sondern auf eine fiktive Existenzform, gleichsam auf die Idee eines Embryos. Dies aber läuft der Anlage der aristotelischen Philosophie in eklatanter Weise zuwider. Ontologisch betrachtet, besteht mithin zwischen Parthenoten und ANT-Klonen kein relevanter Unterschied. Weder die einen noch die anderen besitzen das aktive Potential zu einem Menschen.

Als Beitrag zu einer Ontologie der neuen Lebensformen vermögen Becks Ausführungen deshalb nicht zu überzeugen. Wie aber, wenn man sie nicht als ontologische, sondern als ethische Reflexionen liest? An zahlreichen Stellen des Buchs drängt sich eine solche Deutung geradezu auf. Wenn Beck beispielsweise schreibt, der Mensch stecke die Erkenntnis einer genetischen Manipulation in den Embryo hinein und lese diese dann als Rechtfertigungsgrund zur Vernichtung und Verwendung des Embryos wieder so heraus, wie es den Interessen der Forschung entspreche, so greift er auf einen unmittelbar einleuchtenden moralischen Grundsatz zurück.

Danach soll niemand aus seinem eigenen unrechtmäßigen Verhalten einen normativen Vorteil ziehen können. Auf den ersten Blick scheint es freilich so, als ob Beck an dieser Stelle den gleichen argumentativen Fehler beginge wie in seiner ontologischen Argumentation. Setzt er die Unrechtmäßigkeit der ursprünglichen Manipulation, statt sie zu beweisen, nicht vielmehr stillschweigend voraus? Ja, das tut er, aber der eingeforderte Beweis lässt sich unschwer führen. Niemand bezweifelt, dass es ein schweres moralisches Unrecht ist, einen anderen Menschen gezielt aller Lebenschancen zu berauben. Ob der zerstörerisch wirkende Handlungsbeitrag gesetzt wird, bevor oder nachdem der Betroffene ins Leben getreten ist, kann für seine moralische Bewertung keine maßgebliche Rolle spielen. Der Missbrauch der eigenen Entscheidungsmacht wiegt in beiden Fällen gleich schwer.

Im Ergebnis hat Beck also recht. Menschliche Lebewesen haben einen moralischen Anspruch darauf, von Manipulationen nach Art der ANT-Methode verschont zu bleiben, und die Verletzung dieses Anspruchs darf dem Täter nicht zum Vorteil gereichen. Der Einsatz des Potentialitätsarguments im Rahmen ethischer Argumentationen bedarf einer entsprechenden – aristotelisch gesprochen: teleologisch begründeten – Einschränkung. Eine derartige Korrektivfunktion der Ethik gegenüber der Ontologie ist in Becks Konzeption zwar nicht ausdrücklich vorgesehen. Aber es geschähe nicht zum ersten Mal, dass ein Buch noch klüger ist als sein ohnehin schon beeindruckend kluger Autor. MICHAEL PAWLIK



Matthias Beck: „Mensch – Tier – Wesen“. Zur ethischen Problematik von Hybriden, Chimären, Parthenoten.

Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 2009, 342 S., br., 34,90 €.

Was hier vorher geschah

Geschichten von Europa, der launischen Prinzessin

Beim Historikertag wurde jedem Referenten eine Tasche mit Werbematerial ausgehändigt. Zu den wenigen Stücken, die das rasche Aussortieren überlebten, gehörte ein Beck-Band, der vom Verlag vollmundig als das „künftige Standardwerk“ angepriesen wird. Es handelt sich um Hartmut Leppins „Das Erbe der Antike“, und der eigentliche Grund, warum es in jeder Werbetasche steckte, war, dass Beck zwei neue Reihen populärer Einführungswerke zu lancieren hatte: eine „C. H. Beck Geschichte Europas“ mit Leppins Buch als erstem von zehn Bänden und eine ebenfalls zehnbändige „Europäische Geschichte im 20. Jahrhundert“.

Erst vor wenigen Jahren hat der Verlag mit der ambitionierten Reihe „Europa bauen“, einem Gemeinschaftsunternehmen mit vier anderen europäischen Verlagen, spektakulär Schiffbruch erlitten. Als Luigi Canfora eine Geschichte der Demokratie aus kommunistischer Perspektive vorlegte, verweigerte Beck als einziger der fünf Verlage eine Publikation und brach damit das europäische Kooperationsabkommen.

Dass Canforas Rundumschlag gegen das liberaldemokratische Europa im Hause Beck für derart rote Köpfe sorgen konnte, hatte direkt mit dem Programm von „Europa bauen“ zu tun. Dieses nämlich war ganz der politischen Sinnstiftung für eine vermeintlich alte, endlich zu sich selbst findende Gemeinschaft verpflichtet und stellte die Reihe damit just in jene geschichtswissenschaftliche Tradition, die sie zu überwinden vorgab: Würde man im pompösen Geleitwort von Jacques le Goff „Europa“ durch „unsere Nation“ ersetzen, wäre man schon dem Klang jener wissenschaftlichen Predigten nahe, die nationalistische Historiker um 1900 gerne gehalten haben. Das Fundament von „Europa bauen“ war ein affirmativer Geist, der sich von Canfora mit Leichtigkeit erschüttern ließ.

Sind die jüngsten beckschen Europa-Reihen vor einem ähnlichen Schicksal gefeit? Grund zur Zuversicht gibt, dass die Ansprüche konzeptionell wie inhaltlich heruntergefahren wurden. Die „Geschichte Europas“ ist nach Epochen gegliedert und wird nicht mehr explizit als Beitrag zum europäischen Einigungsprozess verkauft, während die „Europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts“ sogar in nationalgeschichtliche Monographien unterteilt ist, womit sie sich schon fast wieder dem Vorwurf aussetzt, ein vorgestriges Bild der politischen Geschichte zu reproduzieren.

Allerdings: von der Betrachtung der europäischen Geschichte als Heilsweg in den Schoß der politischen Union hat sich der Verlag noch nicht ganz verabschiedet. Betroffen davon ist vor allem die „Geschichte Europas“. Die Reihe solle zeigen, „was ‚Europa‘ in den unterschiedlichen Epochen seiner langen Geschichte ausmachte und was für Vorstellungen jeweils mit dem Begriff verbunden wurden“. Das klingt nach einer Vereinigung des Unvereinbaren, einer Paarung von Essentialismus und Konstruktivismus: Einerseits geht es um das Wesen Europas in seinen historischen Erscheinungsformen, andererseits um den Aufbau und Umbau von Europakonzepten.

Diese Herausforderung zu meistern dürfte für alle Autoren ein Kraftakt sein. Für den Althistoriker Leppin ist es ein Ding der Unmöglichkeit, und er ist sich dessen wohlbewusst. Er nennt die „Rede von einem antiken Europa“ anachronistisch, „denn die Vorstellung eines Europa in einem emphatischen Sinne ist, wann immer sie entstanden sein mag, nicht antik. Europa war für die Antike eine Frauengestalt der Mythologie, die ironischerweise gar nicht aus Europa stammte, sondern aus dem vorderasiatischen Phönizien.“ Zudem bilde nicht der Kontinent, sondern der Mittelmeerraum das Zentrum der antiken Welt.

Um den Band dennoch für die Reihe zu retten, verschreibt sich Leppin ganz der Teleologie und wird damit dem missverständlichen Buchtitel vom „Erbe der Antike“, bei dem man eine Wirkungsgeschichte der alten Griechen und Römer erwarten würde, auf indirektem Weg gerecht. Leppin erzählt zwar eine Geschichte der Antike, gliedert diese aber nach drei für die spätere Geschichte Europas wegweisenden Leitthemen: „Freiheit“, „Reichsgedanke“ und „Wahrer Glaube“. So erfährt man zum Beispiel viel über die Organisation und Mission des frühen Christentums, kaum aber etwas über die heidnischen Riten von Griechen und Römern. Obwohl das Büchlein klar gegliedert und gut geschrieben ist, vermag es damit keinen ausgewogenen Überblick über die antike Geschichte zu geben, wie ihn Leppin selbst vor ein paar Jahren mit seiner (ebenfalls bei Beck erschienenen) „Einführung in die Alte Geschichte“ vorgelegt hat.

Wie funktioniert das Programm der „C. H. Beck Geschichte Europas“ in späteren Epochen? Erste Anhaltspunkte gibt unter anderem der Band von Hartmut Leppins Frankfurter Kollegin Luise Schorn-Schütte über „Konfessionskriege und europäische Expansion“ zwischen 1500 und 1648. Wie Leppin bietet Luise Schorn-Schütte eine Abhandlung mit einer übersichtlichen Gesamtstruktur, anders als er versucht sie aber, das von ihr behandelte Zeitalter in seiner Totalität zu erfassen. Von der Staats- und Verfassungsgeschichte über die Religions- und Bildungsgeschichte bis zur Sozial- und Kolonialgeschichte wird nahezu alles abgedeckt. Luise Schorn-Schütte lässt sich dabei vom Anspruch leiten, „den in sich abgeschlossenen Charakter der Frühen Neuzeit zu beschreiben“. Klarer kann man sich kaum gegen eine teleologische Geschichtsbetrachtung aussprechen.



Luise Schorn-Schütte: „Konfessionskriege und europäische Expansion“. Europa 1500 – 1648.

Verlag C. H. Beck, München 2010. 276 S., br., 14,95 €.

Hartmut Leppin: „Das Erbe der Antike“. Verlag C. H. Beck, München 2010. 288 S., br., 14,95 €.

Noch erstaunlicher an diesem Buch ist aber, dass sie den frühneuzeitlichen Vorstellungen über Europa bloß ein paar allgemeine Sätze widmet. Im Unterschied zu Leppin hätte sie hier aus dem Vollen schöpfen können, zumal sich nach 1500 das Nachdenken über Europa im Zeichen der Türkenbedrohung und der Expansion nach Übersee intensiviert und transformiert hat – wenn auch nicht in einer Weise, die sich als Vorleistung zur europäischen Einigung darstellen ließe. So gelungen der Epochenüberblick der Autorin auch ist, in die Beck-Reihe zur „Geschichte Europas“ könnte man ebenso gut irgendeine andere der vielen Einführungen in die Frühneuzeitliche Geschichte aufnehmen.

Wie jene identifiziert Luise Schorn-Schütte „Europa“ unausgesprochen mit der katholisch-protestantischen Christenheit. Bei allem Bemühen um eine Beschreibung der Frühen Neuzeit aus ihrer eigenen historischen Bedingtheit heraus bleibt auch hier das teleologische Fundament stehen. CASPAR HIRSCHI

Die Lebenskraft eines Lebens liegt nicht in seiner Ernte, sondern in seiner Aussaat.

Hermann Wittfeld

* 23. März 1939 † 30. November 2010

In Liebe und Dankbarkeit:

Dr. Verena Wittfeld
Anne und **Markus Regensburger**
mit **Johannes** und **David**
Sebastian Wittfeld mit **Chiara**
Katharina Wittfeld

Die Trauerfeier findet am Freitag, den 3. Dezember 2010 um 11.00 Uhr im Waldfriedhof Starnberg statt. Beerdigung um 12.30 Uhr im Friedhof Aufkirchen.

Anstelle zugedachter Blumen und Kränze bitten wir um eine Spende an den „Scherzinger-Verein e.V.“ (Mossoró), Stadtsparkasse Augsburg, BLZ 720 500 00, Konto 0 806 406, Stichwort: Hermann Wittfeld.

Mit großer Trauer und Betroffenheit nehmen wir Abschied von unserem Freund und Künstler

PETER HOFMANN

*22.08.1944 †29.11.2010

Als Heldentenor erlangte er Weltruhm, mit seinen Rock-Classics begeisterte er Millionen.

Einer heimtückischen Krankheit bot er bis zuletzt die Stirn.

Unsere Anteilnahme gilt seiner Familie, die Erinnerungen an eine unvergessliche Zeit begleiten uns.

Marek Lieberberg
und alle Mitarbeiter
der Marek Lieberberg Konzertagentur

IN MEMORIAM

Horst Thomé

Traueranzeigen und Nachrufe

Auskünfte und Beratung unter:
Telefon (069) 75 91-13 06

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND